

Anke Spies

„Nicht normal – oder auf der Suche nach sich selbst?“ Erinnerung und Verarbeitung sexueller Gewalt als spezifischer Bildungsprozess

- 1 Gewalt in der Erziehung
- 2 Knotenpunkte
- 3 Selbstvergewisserung und Verantwortung

1 Gewalt in der Erziehung

Gewalt in der Erziehung wird – besonders im Fall von innerfamiliärer, sexualisierter Gewalt gegen Mädchen – als „Weichenstellung in das unausweichliche Unglück des späteren Lebens“ (kritisch dazu: Osterkamp 170) betrachtet. Diese Reduktion auf Ursache-Wirkungszusammenhänge und damit verbundene Erwartungen von Normalitätsabweichungen verkennen meines Erachtens gesellschaftliche Realitäten, fördern individualistische Deutungsmuster und widersprechen den emanzipatorischen Bedürfnissen Betroffener.¹ Selten werden biographische Verläufe, die (zeitweise blockierte) Erinnerungen an sexualisierte Gewalterfahrungen beinhalten, als „Emanzipation von den Einschränkungen der eigenen Geschichte“ (Weissman 269) beschrieben. Ausgehend von einer solchen Deutung der Erinnerungen und Verarbeitung sexualisierter Gewalterfahrungen und der These, dass Aspekte individueller Lebensgeschichten als „multifaktorielle Ereignisketten“ (Alheit 284) gedacht werden müssen, beschäftigt mich die Frage, ob die in Autobiographien Betroffener² dokumentierten Erinnerungsverläufe auch als spezifische Bildungsprozesse zu deuten sind:

¹ Ich möchte ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich mit meinen Überlegungen weder die erheblichen Beeinträchtigungen und Benachteiligungen betroffener Frauen, noch die meist unverzichtbare therapeutische Unterstützung negieren möchte. Mein Anliegen ist es nicht, eine *neue* Deutung zu propagieren, sondern ich möchte eine *pädagogisch* begründete, *ergänzende* Perspektive anbieten und hoffe dazu beizutragen, die bislang spärliche Theoriebildung in diesem Bereich weiterzuentwickeln, und „einen sprachlichen Horizont zu eröffnen, in dem es erst einmal ums Gewährwerden und Verstehen und nicht schon um die Frage des Handelns („was tun?“) geht“ (Schmidt 155).

² Ich habe drei solcher Lebensgeschichten von Frauen mit pädagogischer Ausbildung anhand von vier Analysekatégorien in bildungstheoretischer Absicht untersucht und auf der Grundlage ihrer autobiographischen Texte die Lebensbedingungen und Lebenslagen der Autorinnen

Kann unter gewaltbestimmten Erziehungsbedingungen ein Bezugssystem der „geschichtlich-gesellschaftlichen Welt wählend, wertend und stellungnehmend“ (Kößler 113) zur Definition des eigenen Standortes gefunden werden? Oder bestimmt Abhängigkeit das individuelle Leben, bis in einem Prozess des „sich-selbst-Formens“ ein Bewusstsein über den eigenen, zieloffenen Entwicklungsprozess erlangt werden kann? Wann und wie können in aktiver Auseinandersetzung mit der erfahrenen Welt vergangene Widerfahrnisse in Selbst- und Fremddeutung integriert werden?

2 Knotenpunkte

Die Autobiographien zeigen trotz unterschiedlicher Grade, Formen und Zeitverläufe der Erinnerungs- und Verarbeitungsgeschichten und scheinbar differenter Lebenswelten und Erziehungsbedingungen erstaunliche Ähnlichkeiten. Die bemerkenswerten Übereinstimmungen zu Zeiten biographischer Knotenpunkte möchte ich hier im Längsschnitt kurz zusammenfassen, soweit die bruchstückhafte Auswahl der Aufarbeitung individueller lebensprägender Erleidensgeschichte dies zulässt.

Ein erster Knotenpunkt ist zwischen dem dritten und siebten Lebensjahr erkennbar. Die problematischen familiären Beziehungsstrukturen – auch außerhalb der sexualisierten Ausbeutung durch den Vater – lehren die Mädchen Schuldgefühle und Selbstverleugnung ihrer Bedürfnisse. Einzig mögliche Ausdrucksform der Überforderung durch die zugewiesene Verantwortung ist die Verschlüsselung dieser veränderten Deutungsmuster über körperliche Symptome und Phantasien. Innerhalb und außerhalb der familiären Lebenswelt machen die Mädchen Ausgrenzungs- und Isolationserfahrungen, die Gefühle und Welt in beängstigendem, „feindlichem Gegensatz“ (Merz 136) zueinander stehen lassen. Einzig die Flucht in einen inneren Raum gewährt Schutz vor dem problematisch scheinenden Selbst und der feindlichen Welt.

Ab der Primarstufe versuchen sie diesen Entfremdungserfahrungen Alternativerfahrungen außerhalb der familiären Zusammenhänge entgegenzusetzen, sind aber zugleich vermehrten Anstrengungen zur Aufrechterhaltung familiärer Strukturen unterworfen. Jede Autorin erinnert sich für diese Zeit an eine Zunahme der Gewalt. Versuche, innere und äußere Welt und Selbst zu integrieren, scheitern und fordern immer deutlichere Formen der Selbst- und Weltverleugnung.

(Merz, Niemann, Wolf) innerhalb und außerhalb der Familie rekonstruiert, ihre Selbstdeutungsmuster, Identitätsentwürfe und Rollenübernahmen nachgezeichnet, die Funktion von Schreiben als selbstreflexive Ausdrucksmöglichkeit zu erschließen und direkte und indirekte Wechselwirkungen zwischen pädagogischem Selbstverständnis und Erinnerungsprozess zu klären versucht (vgl. Spies 29 ff.).

Mit dem zehnten Lebensjahr verschärfen sich die Isolationserfahrungen, und weitere, als Machtdemonstrationen geschilderte Gewalt- und Ausbeutungserfahrungen verfestigen den Objektstatus der Selbstdeutung. Für diese Lebensphase wird trotz erhöhter Belastungen eine gezielte Suche nach Normalität in den Autobiographien sichtbar: Helene knutscht mit Jungen, Uschi trifft ihren Freund in der Disko und Jule engagiert sich in der (damals populären) Friedensbewegung. Zeitgleich mit den Versuchen, äußere Normalität zu erreichen, wächst die innere Not und Einsicht in die Unerreichbarkeit dieses Ziels. Autoaggressive Verhaltensweisen beginnen sich zu verfestigen. Zu Beginn der Pubertät stehen für jede Autorin verschiedene Interpretationen ihrer Wirklichkeit nebeneinander. Die bis dahin angestrebte Einheit von Welt und Selbst wird als unerreichbares Ziel verworfen. An diesem – ohnehin problematischen – biographischen Knotenpunkt des Übergangs zwischen Kindheit und Jugendalter wird die Inkonsistenzerfahrung bis zur Auflösung der Erinnerungsblockaden zur Grundlage aller weiteren Selbst- und Weltdeutungen.

Die Jugendlichen sind in der nun folgenden Phase bis Anfang 20 bemüht, mittels unterschiedlicher Strategien sich sowohl aus den belastenden Familienbeziehungen zu lösen, als auch die unausweichlichen Konfrontationen mit Erinnerungsanstößen zu ignorieren. Zeitgleich gewinnen die Kindheitserfahrungen vermehrt Einfluss auf die Selbstdeutung der jungen Frauen: Die Zeit des Jugendalters ist wegen der Manifestation von geschlechtsrollenkonformen Verhaltenserwartungen, neuerlichen Objekterfahrungen und Verfestigung der Differenzdeutung durch Probleme bei sexuellen Kontakten eine enorme Belastungsprobe. Sie nehmen Veränderungen an sich wahr und stehen den unumgänglichen Konfrontationen mit ihren sexualisierten Ausbeutungserfahrungen blockiert gegenüber. Ihre Strategiesuche wird ihnen selbst als Häufung von Auffälligkeiten, getarnt als altersentsprechendes Abgrenzungsverhalten und zugleich als Entfremdung einsichtig. Sie wissen um ihr problematisches Verhältnis zu sich, zu anderen und um ihr Leben in unterschiedlichen Welten. Sie leiden unter Zerrissenheit, begeben sich gezielt auf die Suche nach sich selbst, können sich aber nicht finden, denn sie haben neben der Angst *um* sich noch zu große Angst *vor* sich selbst. Nach wie vor scheint ihnen Normalität die unerreichbare, aber einzige Alternative zur psychischen Selbstaufgabe. In dieser Zeit beginnen sie, Fragen an sich selbst zu stellen, ohne jedoch befriedigende Antworten zu finden. Die zu diesem Zeitpunkt einzig mögliche Antwort auf die Frage „Wer war/bin ich eigentlich“ ist die Verstärkung des Anders-Seins: „Ich bin nicht normal.“

Die Phase des Fragens scheint notwendig, um den nächsten biographischen Knotenpunkt erreichen zu können. Nun werden die bislang hilfreichen Strategien der Blockade mehr und mehr hinderlich: Das Doppelleben wird zur Belastung. Auf der Suche nach anderen Entlastungsformen gelangt jede

der Autorinnen an einen Punkt, ab dem nur eine rigorose Umkehr von bisherigen Verhaltens- und Deutungsmustern den physischen oder psychischen Zusammenbruch aufhalten kann. Nach wie vor sind die Erinnerungen an die sexualisierten Gewalterfahrungen weitgehend blockiert. Noch erscheinen jeder Autorin trotz wachsenden Selbstbewusstseins ihre Schwierigkeiten als individuelles, schuldhaftes Versagen, aus dessen Selbstzerstörungszwang sie sich befreien möchten.

Erst nachdem sie sich etwa ab dem einundzwanzigsten Lebensjahr in fachlicher Auseinandersetzung mit Sozialisationsbedingungen auf dem Weg der Selbstbefreiung ein gefestigtes, fachlich orientiertes Selbstwertgefühl erarbeiten, die Veränderbarkeit ihrer Situation erkennen und einen Wandel der Selbstdeutung zulassen, lösen sich die Erinnerungsblockaden. Dieser Wandlungsprozess ist zwar von unterschiedlicher Dauer und Gestaltung, beinhaltet aber in jeder Autobiographie vor der konkreten Erinnerung zunächst berufliche Entwicklung, Artikulationsversuche eigener Befindlichkeit, Grenzklärungen, Deckerinnerungen und Vermutungen. Mit Hilfe therapeutischer Unterstützung versuchen die Autorinnen dann, in einem Prozess der Selbstklärung, Selbstbehauptung und Selbstakzeptanz die beginnende Freiheit zu nutzen und die verschiedenen Phasen und Schichten ihrer Ichs zu einer Identität jenseits von Opferzuschreibungen zusammenzusetzen.

Die Abläufe dieses befreienden Erinnerungs- und Verarbeitungsprozesses gleichen sich: Zunächst von undeutlichen Ahnungen, Fragen und notwendigen Selbstklärungen verwirrt, sind erst die weniger bedrohlichen Erinnerungen an demütigende, entwürdigende Ausbeutungserfahrungen wieder erinnerbar. Deckerinnerungen und Träume entschlüsseln weitere Verletzungen und Vernachlässigungen. Zuerst erinnert der Körper – im Prozess der Annäherung an sich selbst – die sexualisierten Übergriffe und öffnet den Zugang zu Gefühlserinnerungen, denen sich die Autorinnen hilflos ausgeliefert fühlen. Diese beiden ersten Phasen der konkreten Erinnerungsrückkehr haben trotz neuerlicher Leidenserfahrung eine offensichtlich enorm stärkende Wirkung, denn anschließend folgen die zugehörigen Bildererinnerungen, die zur äußerst anstrengenden und schmerzhaften Anerkennung der veränderten Realitäten des Aufwachsens und durch Verarbeitungsprozesse zu einer veränderten Welt- und Selbstsicht führen. Die literarische Gestaltung der Erinnerungen hat für jede Autobiographin ordnende, begrenzende und identitätsstiftende Funktion.

Entlang der biographischen Knotenpunkte dieser drei Autobiographien wird deutlich, dass der Erinnerungs- und Verarbeitungsprozess der sexualisierten Gewalterfahrungen trotz vielfältiger Einbrüche und Aufschwünge durch die stetige, sich wandelnde Innenpräsenz ein – langsam das Leben erneuernder – lebensgeschichtlicher Prozess ist, dessen therapeutische Begleitung als notwendige Hilfe, die Deutungsvielfalt zu ordnen, nicht aber als

auslösendes Moment für die Auflösung der Blockaden zu betrachten ist. Der Erinnerungs- und Verarbeitungsprozess emotionaler Vernachlässigung, sexualisierter Gewalt und unterlassener Hilfeleistung setzt die selbsttätige Wahrnehmung von Entwicklungschancen an den Knotenpunkten der Biographie und die aktive Entscheidung gegen den Ausweg in den Suizid voraus. Die Knoten ziehen sich an den geschilderten biographischen Punkten zu, bieten zeitweise Halt und werden im Erinnerungs- und Verarbeitungsprozess durch Entschlüsselung und Umdeutung wieder gelöst. Nicht nur die Entknotung sondern auch bereits die Verknotung ist also Teil eines spezifischen Bildungsprozesses.

Wichtigster epochaler Knotenpunkt scheint für jede der drei Autobiographinnen die zweite deutsche Frauenbewegung und ihre Öffentlichkeit zu sein. Die bewusste und unbewusste Auseinandersetzung mit deren Themen und Deutungen konnten Gegenpole zur jeweils individuellen Entfremdung von weiblicher Identität setzen und damit hilfreiche Ansätze bieten, sich in ein bildungsrelevantes Verhältnis zur Welt zu setzen.

3 Selbstvergewisserung und Verantwortung

Die Autorinnen zeigen einen bemerkenswerten Drang zur Selbstreflexion und überwinden die Entfremdungserfahrungen der Kindheit, indem sie sich gegen die zerstörerischen Beziehungen innerhalb der Familie auflehnen. Getrieben von einer Idee der Normalität grenzen sie sich von der Möglichkeit einer psychischen Krankheit ab. Offene Fragen nach Sinn und Verlauf der eigenen Existenz begünstigen die Erneuerungsprozesse und ermöglichen das Aufbrechen der Blockaden. Trotz Einschränkungen durch entfremdende Gefühle wie Angst und Andersartigkeit kann die Suche nach Lebenssinn und Deutungsmustern stattfinden und können vorhandene Ansätze der Selbstreflexion weiterentwickelt werden. Helenes Abgrenzung von ihrer repressiv-totalitären Erziehung, Uschis Einsicht in den schuldinduzierenden Katholizismus der Mutter sowie die ausbeuterische Gleichgültigkeit des Vaters und Jules Wissen um die Scheinhaftigkeit der als liberal und antiautoritär gepriesenen Erziehung des Vaters und der Konturlosigkeit der Mutter entlarven diese Erziehungsbedingungen als extrem lebensfeindlich. Indem sie selbstzerstörerische Verhaltensmuster durchschauen und als veränderbar erkennen, entwickeln die Frauen reflexive und kommunikative Fähigkeiten weiter und gewinnen ihren Lebenswillen als zukunftsgewisses Gefühl für neue Lebensqualität.

Erinnerungen an Schlüsselerlebnisse wie Helenes Glücksmoment des heimlichen Apfelessens oder Jules Erinnerung an die verbotenen, aber beglückenden Körperkontakte mit den Freundinnen zeigen die zeitweise Durchläs-

sigkeit der Entfremdungsgrenze auch zur Zeit der Erinnerungsblockaden. Die Überwindung der Entfremdungserfahrung ist eine Anstrengung individueller Selbst-Werdung, die – begreift man sie als Heilung – die persönliche Freiheit des einzelnen unterschätzt. Der Zugewinn an Authentizität befreit zugleich von der Last lebensprägender Kindheitserfahrungen und ermöglicht ein neues Selbstgefühl. Die gewonnene Freiheit zur Selbstdeutung setzt Kräfte für die aktive Gestaltung einer lebenswerten Zukunft frei.

Die Autobiographien zeigen, dass der jahrelange Erinnerungs- und Verarbeitungsprozess sexualisierter Gewalterfahrungen primär auf eigeninitiativen, produktiv gestalteten und schließlich erfolgreichen Bemühungen nach Selbst-Werdung basiert und Ergebnis eines an persönlicher Freiheit orientierten Emanzipationsbestrebens ist. Jede der Autorinnen hat sich bis zum Aufbrechen der Erinnerungsblockaden auf einer dauerhaften, selbstinitiierten Suche nach sich selbst und nach einem Zugang zu Welt befunden. Ahnungen von Entgrenzungen und Entfremdungen durch die Erfahrung, nicht bzw. nicht mehr „eins zu sein mit sich“ (Merz 138) haben die jeweilige Selbst-Suche und den Kampf „gegen den Weltverlust“ (Meyer-Drawe 334) vorangetrieben, die bereits während der Zeit der Erinnerungsblockaden als auf Befreiung von sozialer Benachteiligung zielender Prozess interpretiert werden kann. Jede der Autorinnen war aktiv darum bemüht – auch ohne Wissen um konkrete Erinnerungen an Gewalterfahrungen, aber mit Wissen um ein höchst unsicheres Selbst-Welt-Verhältnis – möglichst viele Anteile ihrer selbst miteinander in Kontakt treten zu lassen. Notwendige und zeitweise die Entfremdung verstärkende Fluchtbestrebungen dienten dabei einer Suche nach Schutz vor weiteren Beeinträchtigungen. Die oft selbstschädigenden und in ihrem Suizidpotenzial nicht zu unterschätzenden lebensgefährlichen Strategien sind zugleich als Versuche zu deuten, sich in Beziehung zur Welt zu setzen. Trotz erschwerter, behindernder – gesellschaftlich tolerierter – Erziehungsbedingungen haben die Autorinnen zu Selbstständigkeit, Selbsttätigkeit und verantwortlicher, aktiver Teilhabe an gesellschaftlichen Ereignissen gefunden. Die Autobiographien sind Zeugnisse des Weges, welchen die Autorinnen zurücklegten, als sie zu ermitteln versuchten, „wer sie sind“ (Mollenhauer 490).

Das zurückgewonnene Wissen um die Bedingungen des eigenen Lebens wird aber nicht bestehendem Wissen hinzugefügt, sondern verändert alles Vorherige und mündet in einem neuen Identitätsentwurf. Der Erinnerungsprozess wird zum „Übergang in eine neue Qualität des Selbst- und Weltbezuges“ (Alheit 299): Die subjektive Umdeutung der Vergangenheit beruht auf nun zugänglichem, biographischem Wissen, welches prägend für gegenwärtige und künftige Selbstreflexionen ist. Jede Autobiographin zeigt, dass dieses Wissen auch vor der Erinnerung Einfluss auf ihr Leben hatte, aber erst nach seiner kognitiven und emotionalen Integration als befreiender Bildungs-

prozess wahrgenommen werden kann, denn nun erst erfahren sie ihr Leben als steuerbar und können Verantwortung für sich und andere übernehmen. Schon vorher war jede der Autorinnen bemüht, die durch identitätsschädigende Erziehungsbedingungen hervorgerufene Selbstentfremdung zu überwinden und ihr Leben produktiv und verantwortungsvoll zu gestalten.

Die Bewusstwerdung des geschädigten eigenen Lebens und die – der „geistige[n] Verarbeitung der Erfahrung“ (v. Hentig 59) inhärente – Befreiung ermöglicht, konkrete neue Lebenschancen wahrzunehmen, Selbstverantwortung zu erwerben und eine aktive gesellschaftliche Beteiligung zu leben. Die äußeren Geschehnisse und inneren Vorgänge, die sie dahin führten, haben die ausführlichen Analysen der Autobiographien offen legen können (vgl. Spies). Die vorliegende Textform setzt den grenzüberschreitenden Erfahrungen aus Kindheit und Jugend eine identitätsstiftende Begrenzung. Erinnerung und Verarbeitung sexualisierter Gewalterfahrungen der Kindheit sind in ihrer Versprachlichung Bestandteil eines fortdauernden Bildungsprozesses mit wachsender Handlungsautonomie, wie die Durchsetzung der Veröffentlichung auch gegen Täterinteressen zeigt.

Aufgrund der erworbenen kommunikativen Kompetenzen treten die Autorinnen mit ihren Texten nicht nur der Welt, sondern im Schreiben sich selbst als zu entdeckendem Subjekt gegenüber. Die Artikulation dieser selbsttätigen Teilhabe an der Welt, die künstlerische Gestaltung der Auseinandersetzung mit der eigenen Weltlichkeit und den Beziehungen dazu (vgl. Meyer-Drawe 334) wirkt ebenfalls als befreiende Bildungserfahrung im Übergang zu einem veränderten Selbst- und Weltverständnis. Die Gewalterfahrungen werden neben anderen Bedingungen des So-geworden-Seins schreibend als Widerfahrnis in gegenwärtige Selbstbezüge integriert, so dass ihre Einflüsse auf Zukunftsentwürfe bewusst reflektiert werden können. Die literarisch aufgearbeiteten Bildungsprozesse des Erinnerungs- und Verarbeitungsverlaufs zeigen einzelne Stationen auf der Suche nach Antwort auf die – von jeder Autorin formulierte – entscheidende Seins-Frage: „Wer war ich eigentlich?“. Ihre Texte dienen den Frauen als Spiegel³, in dessen Abbild sie sich finden bzw. von dem sie sich auch zeitweise distanzieren.

Die pädagogischen Berufslaufbahnen sind (auch) als Entscheidungen für gesellschaftliche Teilhabe zu deuten und haben ihren Ursprung im intuitiv scheinenden Streben, verändernd tätig zu werden – auch im Hinblick auf die eigene Bedürftigkeit. Lange vor einem Erinnerungsbeginn ist den Autorinnen eine Einsicht in gesellschaftliche Problemlagen gegeben, umfassende Kritik bestehender Machtgefüge ist ihnen bis zur Erinnerung jedoch nur bedingt möglich. Erst nach der Erinnerung an die „Bedingungen der eigenen Erzo-genheit“ wird eine – vorher nur bruchstückhafte – Reflexion eigener Tätig-

³ Helene Merz erwähnt in ihrem Text mindestens fünf solcher Spiegel-Begegnungen.

keit möglich, denn nun verfügen sie über „Formen des Sich-Zeigens und Sich-Darstellens“, mit denen sie „auch hinsichtlich der möglichen Wirkungen, die davon auf Zu-Erziehende ausgehen“ (Girmes 224 f), übereinstimmen können. Außerdem zeigen die Autobiographinnen eine wachsende Sensibilisierung für selbst ausgeübte wie auch für erlittene Macht und ein geschärftes Bewusstsein für die gesellschaftliche Dimension sexualisierter Gewalt gegen Kinder.

Konstitutiv für die dringliche Suche nach sich selbst offenbart sich in jeder Autobiographie ein Subjekt, das sich unabhängig von seiner Ausbeutung auf einen Auseinandersetzungsprozess mit seiner Umwelt einlässt – und sei sie noch so bedrohlich. Auf der Suche nach Wegen zur Integration ihrer inneren und äußeren Welt können die Frauen nur selten an Erfahrungen und Handlungen anknüpfen, die sie bereits als Kind positiv bedeutsam erlebten. Aber es gibt solche Bedingungen! Trotz extremer Belastungen und vielfältiger Grenzverletzungen erweitern sie mit Hilfe wiederkehrender Fragen nach dem eigenen Sein ihr Handlungs- und Interpretationsrepertoire und die Grenzen ihrer Selbst: Die intensive Vorahnung einer personalen Erneuerung überwiegt gegen die immer aussichtsloser werdenden Fluchtbestrebungen. Die Frage nach dem eigenen Sein führt zu einer Balance zwischen innerer und äußerer Welt, zur Freiheit der Selbstdeutung und gesellschaftlich verantwortlicher Zukunftsgestaltung. Einbrüche und Aufschwünge im Erinnern und Verarbeiten sind unter solchen Vorzeichen verkraftbar und begleiten über die sich stetig wandelnde Innenpräsenz der blockierten Erinnerungen den lebensgeschichtlichen Bildungsprozess der Frauen. So extrem die Erfahrungen der Frauen auch sind, so normal sind die Frauen, die sich (nicht nur) aufgrund ihrer spezifischen Erfahrungen gezielt auf die Suche nach sich selbst begeben.

Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter. „Biographizität‘ als Lernpotential: Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung.“ *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Hrsg. Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki. Opladen: Leske u. Budrich, 1995. 276-307.
- Girmes, Renate. *Sich zeigen und die Welt zeigen – Bildung und Erziehung in post-traditionalen Gesellschaften*. Opladen: Leske u. Budrich, 1997.
- Hentig, Hartmut von. *Bildung*. München: Hanser, 1996.
- Köbler, Henning: *Selbstbefangenheit – Identität – Bildung. Beiträge zur praktischen Anthropologie*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, 1997.
- Marotzki, Winfried. „Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung.“ *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Hrsg.

- Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki. Opladen: Leske u. Budrich, 1995. 55-89.
- Merz, Helene. *Die verborgene Wirklichkeit: Geschichte einer Verstörung*. Frankfurt/M.: Fischer, 1988.
- Meyer-Drawe, Käthe: „Herausforderung durch die Dinge. Das Andere im Bildungsprozeß.“ *Zeitschrift für Pädagogik* 45 (1999): 329-336.
- Mollenhauer, Klaus. „Über die Schwierigkeit, von Leuten zu erzählen, die nicht recht wissen, wer sie sind“. Einige bildungstheoretische Motive in Romanen von Thomas Mann.“ *Zeitschrift für Pädagogik* 44 (1998): 487-502.
- Niemann, Uschi. *Papi hat dich doch so lieb: Ohnmacht und Wut eines mißbrauchten Kindes*. Berlin: Rütten u. Loning, 1994.
- Osterkamp, Ute. „‚Mißbrauch‘ ohne Ende? Oder: Vom Mißbrauch des ‚Mißbrauchs‘ des ‚Mißbrauch‘. Thesen zur laufenden Diskussion.“ *Forum Kritische Psychologie* 37: *Sexueller Mißbrauch: Diskussion*. Hrsg. Klaus Holzkamp. Hamburg: Argument, 1997. 157-190.
- Schmidt, Tanja. *Auf das Opfer darf keiner sich berufen: Opferdiskurse in der öffentlichen Diskussion zu sexueller Gewalt gegen Mädchen*. Bielefeld: Kleine, 1996.
- Spies, Anke. „*Wer war ich eigentlich?*“ *Erinnerung und Verarbeitung sexueller Gewalt*. Frankfurt/M.: Campus, 2000.
- Weissmann, Susanne. *Über-Lebenskünstlerinnen: Lebenswege sexuell mißbrauchter Frauen*. Pfaffenweiler: Centaurus, 1994.
- Wolf, Jule. *Tochterfrau nannte er mich: Geschichte eines Mißbrauchs*. Frankfurt/M.: Fischer, 1994.